

# Am Ende dieses Jahres

Anja May

*Ich trage, wo ich gehe, stets eine Uhr bei mir  
Wieviel es geschlagen habe, genau seh ich an ihr.*

*Es ist ein großer Meister, der künstlich ihr Werk gefügt,  
Wenngleich ihr Gang nicht immer dem törichten Wunsche genügt.*

*Ich wollt, sie wäre rascher gegangen an manchem Tag;  
Ich wollte, sie hätte manchmal verzögert den raschen Schlag.*

*In meinen Leiden und Freuden, in Sturm und in der Ruh,  
Was immer geschah im Leben, sie pochte den Takt dazu.*

*Und ward sie auch einmal träger, und drohte zu stocken ihr Lauf,  
So zog der Meister immer großmütig sie wieder auf.*

*Doch stände sie einmal stille, dann wär's um sie geschehn,  
Kein andrer, als der sie fügte, bringt die Zerstörte zum Geben.*

Zunftlied der Uhrmachergilde

Text: Johann Gabriel Seidl; Vertonung: Carl Loewe

# Kapitel 1

*20. Juli 1944, Breslau Schlesien*

Wenn nur dieser verdammte Krieg nicht wäre. Es könnte der schönste Sommertag sein. Die Sonne brennt warm auf meine Waden, als ich mich mit nackten Zehen auf der vorletzten Leitersprosse festklammere, um an die weiter oben hängenden Äste zu gelangen. Dort baumeln die Kirschen noch immer in dicken Bündeln und leuchten mich verlockend an. Als ich mir eine der Früchte in den Mund stecke und ihr süßer Saft durch meine Kehle rinnt, glaube ich beinahe, dass ich Sommerferien habe, so wie früher während der Schulzeit. Seit ich letztes Jahr meine Lehre angefangen habe, hatte ich keinen Urlaub mehr. Nur für heute Nachmittag hat mir die Meistersfrau »hitzefrei« gegeben, damit ich für sie Kirschen pflücke.

Aus dem geöffneten Küchenfenster tönt leise das Violinkonzert von Brahms, das sich mit dem Flöten der Amsel vermischt. Der Duft von gebratenen Zwiebeln zieht hinaus in den Garten. Mir läuft schon jetzt das Wasser im Mund zusammen.

Plötzlich bricht die Musik ab und die Stimme eines Nachrichtensprechers setzt ein. Sie klingt verzerrt, blechern ... Ich schnappe nur einige Satzketzen auf und be-

achte sie nicht weiter. Doch dann fängt ein Wort meine Aufmerksamkeit ein.

Ich schaue zum Fenster, als könnte ich so besser verstehen, was gesagt wird. Habe ich das eben richtig gehört? Oder bilde ich mir schon Sachen ein? Vielleicht habe ich einen Sonnenstich?

Frau Pollack, die Meistersfrau, reißt das Küchenfenster weiter auf und streckt ihren Kopf heraus. Ihre runden Wangen sind noch röter als sonst, wie die Bratäpfel, die es zur Weihnachtszeit bei uns zu Hause gibt. Sie schaut mich mit verwirrtem Blick und glasigen Augen an.

»Anton«, keucht sie, während im Hintergrund immer noch die Nachrichtenstimme schnarrt. »Auf unseren Führer«, sie stockt kurz, als fehlte ihr der Atem zum Weiterprechen, »ist ein Attentat verübt worden ...«

Also doch! Habe ich also doch richtig verstanden. Ich stehe stocksteif und wie gelähmt auf der Leiter. Der einzige Gedanke, zu dem ich fähig bin, ist: Hat es diesmal geklappt? Die Antwort auf diese Frage entscheidet über alles: Was weiter mit Deutschland geschehen wird, mit meinem Bruder Helmut und Onkel Emil und all den anderen Soldaten an der Front, entscheidet über Sieg oder Niederlage, über das Ende des Krieges.

Ich halte die Luft an. Mein Herz pocht mir in den Ohren, sodass ich die nächsten Worte fast verpasse.

»Der Führer ist am Leben. Der Führer hat überlebt!«, kreischt die Stimme des Nachrichtensprechers hysterisch.

Was? Meine Finger und Zehen lösen sich von der Leiter; ich verliere den Halt und rutsche polternd und krachend die Sprossen hinab. Mit einem dumpfen Aufschlag lande ich auf dem Boden, merke aber kaum, dass ich mir die Knie dabei aufschlage. Ich muss weiter zuhören.

»Ich wiederhole: Unser Führer, Adolf Hitler, lebt. Durch eine göttliche Fügung wurde er vor einem weiteren feigen Attentat gerettet und erlitt nur leichte Verletzungen. Unverzüglich hat er seine Arbeit wieder aufgenommen, um dem deutschen Volk Frieden und Wohlstand zu bringen. Noch in dieser Nacht will er sich selbst in einer Rundfunkansprache an alle Volksgenossen und -genossinnen richten.«

Eine »göttliche Fügung«? Wohl eher Hexerei! Es grenzt wirklich an ein Wunder – dieser Schweinehund hat so viele Leben wie eine Katze; immer wieder entrinnt er scheinbar im letzten Augenblick dem Tod. Oder ist die Tatsache, dass er bisher allen Anschlägen entgangen ist, wirklich ein Zeichen, dass er dafür bestimmt ist, uns Deutsche zu führen? Aber wohin?

Frau Pollack strahlt mich aus dem Fenster an. Ihre Gesichtsfarbe hat sich wieder normalisiert. Dann verschwindet sie in der Küche und dreht das Radio leiser. Ich betrachte meine blutigen Knie und zupfe ein paar Grashalme aus der Schürfwunde. Die Haut an Knien und Handballen brennt. Mit meiner Ferienstimmung ist es aus.

\* \* \*

Beim Abendessen ist das Attentat Gesprächsthema Nummer eins.

»Donnerlittchen, das waren vielleicht Nachrichten, was! Da könnt' einem glatt das Blut in den Adern gefrieren«, sagt Meister Pollack. Er klingt entrüstet, aber zugleich aufgeregt wie ein kleiner Junge, der zum ersten Mal eine Luftschlacht in der Wochenschau miterlebt.

»Himmel, ich hätt' fast die Zwiebeln anbraten lassen«, stimmt Frau Pollack ein. »Und der Junge ist glatt von der Leiter gefallen, so hat's ihn getroffen, nicht wahr, Anton?«

»Diese wundersame Rettung, da sind sich alle Parteigenossen einig, das ist ein Omen! Ein Zeichen, das jetzt bald der Endsieg kommt. Mit einem Führer, der unverwundbar und unsterblich ist – was soll uns da schon passieren?«

»Ach, Hermann, ich möcht's nur gern glauben. Man hört ja sonst immer so Schreckliches. Aber wenn der Führer ... ich mag's gar nicht aussprechen. Wenn er uns verloren gegangen wär, ja, dann wär ja alles aus. Aus und vorbei. Mit einem Mal.«

»Na, na, du musst mehr Vertrauen haben, Hilda!«

»Schmeckt's dir nicht, Anton?«

Ich schreke auf, als ich meinen Namen höre, und bemerke, dass ich bis jetzt nur in meinem Essen herumgestochert habe. Der Berg Kartoffelbrei ist kaum angekratzt und die Bratwurst habe ich in immer kleinere Stücke zerschnitten. Ich schüttele den Kopf.

»Es ist sehr lecker, Frau Pollack.«

Wenn doch nur Mutter hier wäre. Oder Gerhard. Irgendjemand, mit dem ich reden könnte.

»Was hast denn, Junge? Ist dir irgendwas im Hals stecken geblieben?«

Der Meister lacht, dass sein buschiger grauer Schnauzbart erzittert und Kartoffelbreikrümel durch die Luft fliegen. Er wischt sich mit einer karierten Stoffserviette den Mund ab.

Herr Pollack lacht gern und viel. Und er isst auch gern und viel. Deshalb wundere ich mich immer darüber, wie geschickt seine wurstigen Finger darin sind, die winzigen

Zahnräder im Uhrwerk von Taschenuhren auszuwechseln. Nur seine Augen lassen allmählich nach.

»Ich bin froh, dass ich nu' ein Paar junge Augen zur Hilfe habe«, sagt er immer und haut mir dabei derb auf die Schulter.

Ich habe meine Uhrmacherlehre vor etwa einem Jahr begonnen, nach dem Tod meines Vaters, der auch Uhrmacher war. Er und Pollack kannten sich noch aus ihrer Gesellenzeit. Ich bin gut darin. Meine Hände sind ruhig und geschickt und meine Augen scharf. Aber ich finde es sterbenslangweilig, den ganzen Tag durch eine Lupe auf die Innereien von Uhren zu starren.

»Na, sag schon«, drängt mich der Meister mit gutmütiger Besorgnis in der Stimme.

»Ich habe nur ...«, mir fällt keine Antwort ein. Ich starre auf das Porträt an der gegenüberliegenden Wand, das die blauen Blumenmuster der Tapete verdeckt. Aus seinem dunklen Holzrahmen schaut der Führer auf mich herab, fast lebensgroß, mit gestrengem Blick und dem ebenso streng gescheitelten Haar. Der quadratische Oberlippenbart gibt seinen Gesichtszügen etwas Hartes, Unnachgiebiges.

»Der Junge ist wohl noch ein wenig geschockt von den Meldungen heut«, meint Frau Pollack.

Ich nicke. Das kommt der Wahrheit ziemlich nahe.

»Keen Wunder«, dröhnt der Meister. »Da ist selbst gestandenen Männern, die härter im Nehmen sind als so ein fünfzehnjähriger Bub, das Herz in die Hose gerutscht. Ich hab es selbst miterlebt. Ganz weiß ist der alte Petzold geworden. Aber ist ja noch mal gut gegangen, was! Der Führer wird diese Verräter schon fassen und hinrichten lassen.«

»Heut Abend, mein Jung', darfst du so lange aufbleiben, bis der Führer seine Ansprache hält«, fügt Herr Pollack noch hinzu.

Oh, toll! Ich kann es kaum erwarten, sein Geschwätz zu hören. Ich bemühe mich um ein dankbares Lächeln. Aber von dem Essen bekomme ich trotzdem nicht viel herunter.

Nach dem Abendbrot sitzen wir alle in der Stube auf dem Sofa und lauschen, mehr oder weniger gebannt, den Sendungen aus dem Volksempfänger, der vor uns auf dem Tisch steht. Es läuft der allabendliche Wehrmichtsbericht, der auch heute von den Siegen unserer tapferen Soldaten und einigen »Frontbegrädigungen« berichtet. Offensichtlich fallen unsere Truppen an der Westfront immer weiter zurück, seit dort – vor etwa einem Monat – die Amis ihre Offensive gestartet haben. Und im Osten, nicht weit von Breslau, tritt uns der Russe schon auf die Füße. Ich frage mich wieder und wieder, ob sich etwas geändert hätte, wenn das Attentat gelungen wäre. Hätte Deutschland jetzt eine neue Regierung? Würde die den Waffenstillstand herbeiführen?

Zwischendurch läuft Marschmusik, unterbrochen von Sondersendungen und Eilmeldungen, die aber nicht viel Neues berichten können. Ich überlege, ob ich mich mit Kopfschmerzen in meine Kammer verabschieden soll, da klingelt das Telefon.

Meister Pollack erhebt sich grummelnd und etwas schwerfällig aus seinem Ohrensessel. »Das wird die Fegerlein sein, das alte Tratschweib.«

Er humpelt zu dem Telefonapparat, der im Flur an der Wand hängt, und hält sich den Hörer ans Ohr.

»Ja?«, brüllt er in die Muschel, als hätte er immer noch nicht ganz verstanden, dass das Telefon dafür gedacht ist,



lange Entfernungen zwischen Menschen zu überbrücken, ohne dass sie sich anschreien müssen.

»Ach Sie sind's, Frau Köhler! ... Ja, der ist hier ... Hmhm ... ja, aber freilich ... Anton! Deine Frau Mutter will dich sprechen.«

Ein Anruf von Mutter um diese Zeit? Wir haben kein Telefon zu Hause. Um mich anzurufen, muss sie erst zum nächsten Postamt in meinem Heimatdorf laufen. Das kann nichts Gutes bedeuten.

»Geht es dir gut?«, frage ich als Erstes.

»Ja.«

»Alles in Ordnung mit den Kindern?«

Meine sieben jüngeren Geschwister sind eine Menge Arbeit für Mutter, besonders jetzt, da ich ihr nicht mehr helfen kann. Ob die Zwillinge Max und Fritz wieder etwas ausgefressen haben?

»Keine Sorge, Anton.«

»Helmut?«, krächze ich.

»Der schreibt, dass er gut in der Flakkaserne in Aachen angekommen ist.«

Ich lasse erleichtert die Schultern nach vorn sinken.

»Und du?«, fragt sie.

Ich zögere kurz, aber mit den Meistersleuten im Nachbarzimmer kann ich nicht aussprechen, was mich wirklich bewegt. »Mir geht's gut. Warum rufst du an?«

»Es ist wegen Onkel Emil. Martha hat mir ein Telegramm geschickt. Er ist im Osten schwer verwundet worden und wurde in ein Lazarett in Breslau eingeliefert. Die werden ihn bald entlassen, schreibt sie. Aber er braucht Hilfe, um nach Leipzig zurückzukommen.«

Mutter stockt und für einige Sekunden höre ich nur das Rauschen aus der Leitung.

»Weißt du, er ist auf beiden Augen erblindet.«

Ich schlucke. Erblindet.

»Für immer?«

»Ich weiß es nicht genau. Aber ich habe Martha versprochen, dass wir uns um ihn kümmern.«

Sie klingt entschlossen.

»Ich kann hier leider nicht weg, aber wenn die Meisterleute einverstanden sind, dir ein paar Tage Urlaub zu geben, würdest du dann Onkel Emil im Zug nach Leipzig begleiten und sicher bei deiner Tante abliefern?«

»Natürlich.«

Es ist eine vernünftige Lösung. Ich bin schließlich bereits in Breslau und damit ganz in der Nähe von Onkel Emil.

»Du wirst dir beim Verkehrsamt im Rathaus eine Sondergenehmigung für die Reise abholen müssen.«

»Alles klar«, sage ich, obwohl mir der Kopf schwirrt.

Ich habe so viele Fragen, aber hier im Flur, mit den Blicken der Meisterleute in meinem Rücken, kann ich sie nicht stellen.

»Ich bringe ihn heil nach Hause«, sage ich zum Abschied.

Als ich Herrn Pollack die Situation erkläre, ist er sofort einverstanden, mich für einige Tage zu entbehren. Anschließend entschuldige ich mich – noch bevor Hitler gesprochen hat –, aber keiner sagt etwas dagegen. Ich steige die knarrenden Holzstufen in meine kleine Bodenkammer hinauf, in der gerade einmal ein schmales Bett und eine Kommode Platz haben. Aber ein Fenster gibt es. Das reiße ich jetzt weit auf, um die laue Nachtluft einzulassen. Draußen ist es windstill. Die Grillen zirpen ihr Lied, als wäre die Welt in Ordnung.

Ich werfe mich bäuchlings aufs Bett, ignoriere das laute Knarzen und ziehe mein kleines Lederköfferchen darunter hervor. Da ich jedes Wochenende nach Hause fahre, lohnt es sich nicht, die wenigen Sachen jedes Mal auszupacken. Frau Pollack hat es aufgegeben, mir deswegen Predigten zu halten. Ich klappe den Koffer auf und lasse meine Hand in das Seitenfach gleiten, in der ich meinen Kleinkram verstau, meine Heiligtümer: Fußballkarten, Notenblätter, Postkarten mit Städtmotiven, zerfledderte Heftchen von Wildwestromanen und ein kleines ledernes Etui mit Fotos, das ich jetzt hervorkrame.

Ich ziehe die Fotos heraus. Sie zeigen mich mit meinen Geschwistern im Garten, bei Spaziergängen im Wald – auf Mutters Lieblingsbild sind wir acht Kinder wie Orgelpfeifen der Größe nach vor unserem Haus aufgereiht. Das war vor zwei Jahren, als Vater noch lebte. Damals war der kleine Erich noch nicht geboren und Helmut war noch nicht an der Front. Ich stehe zwischen Helmut und Fritz, meine Haare sind für den Sonntag gescheitelt und geglättet. Wie die Zwillinge Max und Fritz habe ich Vaters kastanienbraunen Schimmer im Haar geerbt – und Mutters haselnussbraune Augen.

Und dann die Bilder von den Sommerferien. Als ich noch zur Schule gegangen bin, habe ich fast jeden Sommer zwei Wochen meiner Ferien bei Onkel Emil und Tante Martha in Leipzig verbracht.

Obwohl der Anlass kein schöner ist, macht sich eine freudige Aufregung in mir breit. Ich werde Gert und Walter wiedersehen, meine Vettern. Auf dem Bild stehen wir vor der Schaukel im Nachbarsgarten, neben mir Luise Hofmann, deren dicke, geflochtene Zöpfe über ihre Schultern hängen. Ihre Augen sind kornblumenblau, auch wenn das

im Bild nicht sichtbar ist. Mein Magen macht ein paar Purzelbäume, als ich daran denke, dass ich vielleicht auch sie bald wiedersehe.

## Kapitel 2

Das Krankenhaus liegt am Ufer der Oder, in der Nähe der Breslauer Innenstadt. Ich steige am Ring aus der Straßenbahn, um mich noch ein wenig umzusehen. Es passiert nicht oft, dass ich in die Stadt komme. Der alte Stadtkern mit den hoch aufragenden Kirchtürmen und dem Rathaus mit seiner gotischen Fassade beeindruckt mich immer wieder – gerade weil alles so anders ist, als das, was ich aus meinem Heimatdorf kenne. Der von mittelalterlichen Patrizierhäusern gesäumte Marktplatz versetzt mich zurück in die Zeit, die ich aus Vaters Büchern kenne, und lässt in mir den Wunsch aufkommen, wir hätten im Geschichtsunterricht mehr gelernt als über die Eroberungen der germanischen Rasse und deren Unterwanderung durch die Juden. Die Bürger von Breslau können von Glück sagen, dass alles noch heil ist.

Auf dem Marktplatz haben die Bauern ihre bunten, markisengedeckten Stände aufgebaut. Die Menschen stehen in langen Schlangen an, um frische Tomaten und Gurken oder reife Pflaumen zu erhaschen, die zwar nicht rationiert sind, aber in der Stadt schwer erhältlich. Frau Pollack hat mir ein Fresspaket mitgegeben, darunter auch zwei Pfund von den Kirschen, die ich gepflückt habe, deshalb kann ich mir das Anstehen sparen.

Im Krankenhaus frage ich die Empfangsdame nach Emil Schmidt und werde in den rechten Flügel verwiesen, wo die genesenden Soldaten untergebracht sind, Zimmer 114. Das Krankenhaus dient jetzt als Reservelazarett für die Frontsoldaten, die sich nicht mehr im kritischen Zustand befinden und stabil genug sind, um hierher verlegt zu werden. In einem Saal, in den ich im Vorbeigehen einen Blick werfen kann, stehen die Feldbetten dicht an dicht, aber die Männer darin sind alle in saubere, weiße Verbände gewickelt. Ich weiche einer Krankenschwester aus, die in ihrem adretten Kittel und dem Häubchen, auf dem ein rotes Kreuz prangt, an mir vorbei eilt. Ein einbeiniger Mann auf Krücken humpelt den Gang entlang. Seine Augen wirken stumpf.

Als ich vor der Tür zu 114 stehe, verlässt mich der Mut. Ich weiß nicht, wie ich Onkel Emil vorfinden werde, kann mir nicht vorstellen, wie es sich anfühlt, sein Augenlicht für immer verloren zu haben.

Doch das »Herein«, das auf mein Klopfen hin von drinnen ertönt, klingt nicht abweisend. Onkel Emil ist in einem Doppelzimmer untergebracht worden, ein Privileg für Offiziere. Im fensternahen Bett liegt ein grauhaariger Mann mit bleichem Gesicht; jeweils ein Arm und Bein stecken in einem Gips. Er starrt aus dem weit geöffneten Fenster und schenkt mir keine Beachtung. Auf dem anderen Bett sitzt Onkel Emil in seiner Uniform, aufrecht und frisch rasiert. Seine braunen Haare sind gestutzt und gescheitelt, genauso wie ich ihn in Erinnerung habe. Aber etwas ist anders: die breite schwarze Augenbinde, die ihm um den Kopf gewunden ist. Und auf der linken Wange leuchtet eine lange Narbe, die noch immer rot und an den

Rändern hässlich gezackt ist. Sie zieht sich von unterhalb des Verbands bis zu seinen Mundwinkeln.

»Onkel Emil«, sage ich und füge vorsichtshalber hinzu:  
»Ich bin's, Anton.«

Er lächelt. »Anton! Schön, dich zu ...«, er verstummt, dann tastet seine Hand in der Luft vor sich und ich ergreife sie mit beiden Händen und drücke fest zu.

»Also, du willst mich hier rausholen, ja?«

Ich nicke, dann fällt mir wieder ein, dass er mich nicht sehen kann.

»Ja. Tante Martha wird sich riesig freuen, dich wiederzuhaben.«

Onkel Emils Hand findet meine Wange und bleibt darauf liegen.

»Soll ich noch irgendwas einpacken?«, frage ich und schaue mich im Krankenzimmer um.

»Das hat die Schwester schon erledigt. Ich muss mich nur noch abmelden, dann händigen sie mir meinen Krankenschein aus. Soll ja keiner sagen, ich hätte mir die Augen nur zum Spaß verbunden, um mich zu drücken.«

Ich schiele zu dem grauhaarigen Mann im anderen Bett. Obwohl er so aussieht, als würde er von uns nichts mitbekommen, traue ich mich nicht, offen zu reden. Ich will Onkel Emil fragen, ob es stimmt, was man so hört – dass sich viele Soldaten in Russland, vor allem bei den Kämpfen um Stalingrad, selbst Verletzungen zugefügt haben, nur um von der Front fortzukommen. Aber Onkel Emil kann keiner »Feigheit vorm Feinde« vorwerfen, da bin ich mir sicher.

Ich ergreife Onkel Emils rechten Arm und nehme seinen Koffer in die freie Hand. Als wir schon an der Tür angekommen sind, hält er mich zurück.

»Die Blumen«, sagt er und deutet mit einem Schwenk seines Kopfes zum Bett.

Auf dem Beistelltisch steht ein kleiner Strauß Veilchen. Ich verstehe nicht ganz. Onkel Emil kann die Blumen doch sowieso nicht sehen. Aber ... er kann sie riechen! Ich hebe den Strauß aus dem Wasser, lasse ihn abtropfen und reiche ihn Onkel Emil. Der steckt ihn in die Brusttasche seiner Uniform, bevor wir das Krankenzimmer verlassen.

\* \* \*

*Räder müssen rollen für den Sieg.* Das verkündet ein großes Plakat über dem Eingang des Hauptbahnhofs. Daneben hängt die rote Hakenkreuzfahne herunter. Sie verdeckt fast die halbe Fassade des alten Gebäudes. Drinnen hält Onkel Emil inne und legt den Kopf schief. Er scheint zu lauschen. In der weiten Bahnhofshalle vermischt sich das Echo klackender Absätze auf dem Steinboden mit dem undeutlichen Murmeln dutzender Stimmen; darüber hallen die Ansagen des Stationsvorstehers. In der Ferne schnaufen und rattern Züge und quietschen auf den Gleisen.

»Unser Zug geht von Bahnsteig drei, Gleis fünf«, sage ich, nachdem ich die Anzeigetafel studiert habe. Wir haben eine anstrengende Reise vor uns: fast sieben Stunden Fahrt und zweimal Umsteigen. Ab der Grenze zu Sachsen dürfen Personenzüge nur noch nachts verkehren, weil die Gefahr eines Luftangriffs sehr hoch ist.

Als ich Onkel Emil zu unserem Gleis führe, fallen mir die vielen bewaffneten und uniformierten Männer auf, die mit Schäferhunden das Bahnhofsgebäude patrouillieren. Auch vor den Eisenbahnen stehen sie und bewachen die Türen: SS und Gestapo. Unser Zug wartet schon am Gleis,



obwohl die planmäßige Abfahrt erst in einer halben Stunde sein soll. Auch er wird bewacht. Alle Türen sind noch verschlossen, bis auf die vorderste, direkt hinter der Lokomotive. Dort hat sich eine Menschengruppe zusammengerottet, Leute mit Reisegepäck wie wir, die offenbar einsteigen wollen.

»Was ist los?«, fragt Onkel Emil.

»Die kontrollieren die Papiere von allen Fahrgästen einzeln«, sage ich leise. »Wir müssen uns hinten anstellen. Das kann eine Weile dauern.«

»Das ist wegen des Attentats«, sagt Onkel Emil, noch leiser als ich.

»Suchen die nach den Verschwörern?«

Der Onkel legt einen Finger vor den Mund und ich muss mich damit abfinden, meine Fragen immer noch nicht stellen zu können. Stattdessen helfe ich ihm beim Anzünden einer Zigarette. Dann warten wir, bis sich die Schlange lichtet und wir an der Reihe sind.

»Papiere!«, sagt der Beamte barsch, und, nachdem er sie ausgiebig studiert hat: »Wo soll's hingehen?«

»Nach Leipzig. Oberleutnant Emil Schmidt wird nach schwerer Verwundung im Kampfeinsatz fürs Vaterland zu seiner Familie entlassen«, antworte ich.

Der Beamte wirft einen Blick auf die verbundenen Augen von Onkel Emil, dann unterzieht er unsere Reiseunterlagen noch einmal einer sorgfältigen Überprüfung.

»Und du, Junge?«

»Ich bin nur die Begleitung.«

Anscheinend findet er nichts daran auszusetzen. Er winkt uns durch und ich atme auf.

»Herr Schmidt«, ruft er uns noch hinterher, »gute Reise und Heil Hitler!«

Onkel Emil erstarrt einen Augenblick, nickt dann aber in die Richtung des Uniformierten. Ich helfe ihm beim Einsteigen. Onkel Emil gilt jetzt als Kriegsheld. Daran wird er sich gewöhnen müssen.

In den Gängen der Waggons hängen Steckbriefe von »Hochverrätern«, auf denen Männerköpfe abgebildet sind, mit den dazugehörigen Namen darunter. Einige von ihnen kommen mir bekannt vor. Als ich Onkel Emil darauf hinweise, dass Carl Friedrich Goerdeler, Leipzigs ehemaliger Oberbürgermeister, unter den Gesuchten ist, nickt er nur bedächtig. Ohne einen Blick in seine Augen kann ich nicht erkennen, was er denkt.

Ich suche uns ein Abteil, das bisher nur von einer Frau mit ihrer kleinen Tochter besetzt ist. Das Mädchen starrt meinen Onkel ängstlich an, aber die Frau grüßt freundlich. Ich richte Onkel Emil einen Platz am Fenster ein und führe ihn dorthin. Kurz darauf ziehe ich die Tüte mit den Kirschen aus meinem Koffer und lasse ihn hineinlangen. Dem kleinen Mädchen und ihrer Mutter biete ich auch etwas an. Wir knabbern schweigend an den Kirschen, während der Zug sich langsam in Bewegung setzt.

Es geht stetig gen Westen, vorbei an Feldern und kleinen Ortschaften. Bis an die Zähne bewaffnete Männer laufen im Gang auf und ab. Nach unserem ersten Halt an einem kleinen Bahnhof in einem Vorort von Breslau durchkämmt die Gestapo erneut alle Zugabteile. Wir müssen wieder unsere Papiere vorzeigen. Das kleine Mädchen verkriecht sich hinter dem Rücken ihrer Mutter. Wahrscheinlich jagen ihr die Maschinenpistolen, die die Männer über der Schulter tragen, Angst ein.

Die gleiche Prozedur wiederholt sich an jedem Bahnhof. Gerne würde ich Onkel Emil dazu befragen, aber die Anwesenheit der Dame mit ihrer Tochter hält mich davon ab.

Auf einmal entsteht ein Tumult außerhalb unseres Abteils. Die Tür, die in den nächsten Waggon führt, öffnet sich mit einem Quietschen. Schwere Stiefeltritte bewegen sich im Laufschrift durch den Wagen.

»Hey, stehenbleiben!«, brüllt jemand.

Ein Hund bellt. Ich stürze zur Tür unseres Abteils und schaue durch das Glasfenster, als ein Mann in grauer Jacke an mir vorbeihastet.

In wenigen Sekunden hat er das Ende des Wagens erreicht und sieht sich gefangen, denn unser Waggon ist der letzte des Zuges. Er schaut sich panisch um, dabei sehe ich für einen kurzen Moment sein angstverzerrtes Gesicht. Jetzt kommen auch seine schwarz bemantelten Verfolger in mein Blickfeld. Einer von ihnen hält einen Schäferhund an der kurzen Leine, die zum Zerreißen gespannt ist. Der Mann, den sie verfolgt haben, reißt die hintere Waggontür auf und wirft sich mit einem verzweifelten Satz aus dem fahrenden Zug.

Mein Herz klopft. Obwohl ich den Mann nicht kenne, fiebere ich mit ihm mit. Ist er einer von denen, die auf den Plakaten zu sehen sind? Kann er den Sturz überstanden haben?

»Zug anhalten!«, schreien die SS-Männer, während sie an mir vorbeistürmen. Einen wahnwitzigen Augenblick lang sehe ich mich selbst die Abteiltür öffnen und ihnen ein Bein stellen. Doch natürlich tue ich es nicht. Die Männer bleiben an der offenen Waggontür stehen und legen ihre MPs an. Ihre knatternden Schüsse übertönen selbst das

Rattern des Zuges. Das kleine Mädchen schreit und drückt sich an seine Mutter.

»Keine Angst, meine Kleine, die tun dir nichts«, versucht Onkel Emil sie zu beruhigen.

Ich presse noch immer mein Gesicht dicht an die Scheibe, während der Zug quietschend und prustend zum Stehen kommt.

»Alle Fahrgäste haben auf ihren Plätzen zu bleiben«, schallt die Ansage durch den Bordlautsprecher.

Ich seufze und setze mich wieder neben Onkel Emil, der sich leise mit der Frau unterhält. Er scheint zu wissen, was vor sich geht, obwohl er nichts davon hat sehen können. Nach einer Ewigkeit erst setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Es bleibt ein Geheimnis, wer der Flüchtling war und ob er es geschafft hat, zu entkommen. Ich hoffe es.

In Liegnitz steigen unsere beiden Abteilgenossinnen aus. Wir sind allein. Ich setze mich Onkel Emil gegenüber ans Fenster. Er löst langsam den Knoten seines Verbandes am Hinterkopf. Als er das schwarze Tuch abnimmt, kommt darunter eine Mullbinde zum Vorschein, die er abwickelt, bis nur noch zwei runde Wappolster seine Augen bedecken. Vorsichtig zieht er eins nach dem anderen ab.

Ich starre auf das, was sich darunter verbirgt. Seine Augen sind geschlossen, die Augenlider und Wimpern verklebt von einer weißen Masse. Die tiefe Narbe, die sich über seine linke Wange zieht, setzt sich über sein geschwollenes Augenlid hinweg fort und scheint es in zwei Teile zu spalten.

»Anton, gibst du mir bitte die Salbe aus meiner Tasche, und neue Wappkissen? Es juckt so fürchterlich.«

Ich krame in der Tasche und reiche ihm das Gewünschte. Meine Hand, die die Cremedose hält, zögert. »Soll ich ... dir helfen?«

»Ist schon in Ordnung, Junge.«

Während sich Onkel Emil mit den Wattebällchen die alte, verschmierte Creme vorsichtig abtupft, um die neue aufzutragen, frage ich mich, ob sich unter den geschundenen Lidern überhaupt noch Augen befinden, und wenn nicht – was dann? Eine leere Höhle? Ich erschauere.

»Onkel?«, fange ich an.

Er hält kurz im Umwickeln der Mullbinde inne. »Ja, mein Junge?«

Ich nehme meinen Mut zusammen. »Wie ist das passiert?«, frage ich leise.

Onkel Emil nickt, als hätte er die Frage erwartet, und knotet seinen Verband wieder zu. Dabei sagt er nichts, scheint ganz in seine Tätigkeit vertieft. Ich fürchte schon, die falsche Frage gestellt zu haben. Er schweigt lange und ich schaue aus dem Fenster. Fast glaube ich, er könnte sich beobachtet fühlen, wenn ich ihn anstarre.

»Vor etwa einem Monat war es«, sagt er ausdruckslos. »Da haben die Russen mit ihrer Offensive begonnen, um uns aus ihren Gebieten zurückzudrängen. Ein cleverer Schachzug, so kurz nach der Landung der Amis in Westfrankreich. Wir hatten sie schon erwartet, aber trotzdem traf uns der Angriff härter, als wir gedacht hatten. Meine Infanterie-Division bekam den Befehl, eine Frontlücke bei Ludsen zu schließen. Aber die Russen waren uns in Material – Panzern, Flugzeugen, Waffen – und schierer Masse an Soldaten haushoch überlegen. Wir wurden jeden Tag in heftige Gefechte verwickelt und befanden uns ständig im Rückzug.«

Onkel Emil scheint mich durch die Binde hindurch anzublicken. »Es war eine unserer eigenen Minen, die man gelegt hatte, um die Bolschewisten in Schach zu halten. Beim Rückzug hat einer meiner Kameraden sie ausgelöst und wurde davon zerfetzt. Ich habe nur ein paar Splitter abbekommen. Danach haben Sie mich zum Oberleutnant befördert und mir das Eiserne Kreuz verliehen.« Onkel Emil lacht bitter.

Ich starre auf den kleinen silbernen Anstecker an seiner Uniformjacke. Ein einfaches Stück Metall, das sein Augenlicht nicht wird ersetzen können.

»Wie sieht es bei euch aus, Anton? Habt ihr schon was auf den Kopf bekommen?«

»Bisher haben die Bomber alle einen großen Bogen um Breslau gemacht.«

»Der Reichsluftschutzkeller. Hat also doch was Wahres. Ich würde nur nicht darauf wetten, dass es so bleibt.«

Ich schüttele den Kopf.

»Wann wirst du sechzehn?«, fragt er unvermittelt.

»Im März.«

»Wollen wir hoffen, dass der Krieg bis dahin vorbei ist.«

»Glaubst du –«, ich stocke, weil in dem Moment wieder einer der SS-Leute durch unseren Waggon läuft. Erst, als sich die Tür zum nächsten Wagen zischend schließt, fange ich wieder an: »Glaubst du, wir haben noch eine Chance?«, flüstere ich.

»Eine Chance?«

»Den Krieg zu gewinnen.«

Onkel Emil schweigt wieder lange. Er zieht eine Zigarette aus seinem Etui. Während ich sie ihm anzünde, gebe ich schon die Hoffnung auf eine Antwort auf.

Onkel Emil bläst ein feines Band Rauch zwischen seinen Lippen hervor, das sich in der Luft kringelt und verpufft. Dann beugt er sich in meine Richtung.

»Der Krieg ist meiner Ansicht nach schon lange verloren«, sagt er mit klarer Stimme. »Aber unser Führer«, es klingt, als würde er das Wort ausspucken, »wird niemals kapitulieren, bevor nicht der letzte deutsche Soldat in seinem Namen gefallen ist.«

## Kapitel 3

Tante Martha empfängt ihren Mann unter Tränen und Küssen. Die ganze Familie ist schon wach, als wir um sechs Uhr früh das Haus der Schmidts erreichen. Wenn meine Tante und Vettern über die Augenbinde schockiert sind, lassen sie sich nichts anmerken.

Tante Martha tischt uns allen Kuchen auf, für den sie extra Zucker- und Mehlmarken angespart haben muss. Jetzt sitzen wir in der geräumigen Stube, Onkel Emil umringt von seinen Söhnen und mit der kleinen Mathilde auf dem Schoß, und plaudern über alles Mögliche, bloß nicht über den Krieg und Onkel Emils Verletzung.

Es klingelt an der Haustür. Ich springe auf, damit die Familie in Ruhe weiter beisammensitzen kann. Wer besucht uns so früh am Morgen? Ich öffne die Tür ... und eine Armee von Schmetterlingen flattert in meinem Bauch auf.

Da steht Luise.

»Oh mein Gott, Anton? Du bist es wirklich!«

Mir versagt die Stimme und ich hebe nur kläglich meine Hand, lasse sie aber sofort wieder sinken, weil ich sehe, dass Luise mit beiden Händen den Henkel eines Weidenkorbs umklammert hält. Wie lange wir da stehen und uns anstarrten, weiß ich nicht. Ich habe ganz vergessen, wie hell ihre Haare sind, wie reife Weizenfelder, die in der Sonne leuchten.



»Hast du Herrn Schmidt nach Hause gebracht?«, fragt sie schließlich.

Ich nicke.

»Also ... darf ich reinkommen?« Sie hält ihren Korb hoch, aus dem ein Flaschenhals ragt.

»Äh, ja, klar«, krächze ich und trete einen Schritt zur Seite. In meiner Eile, sie durchzulassen, stoße ich mit der rechten Schulter unsanft an die Tür, die mit einem lauten Krachen gegen die Wand fliegt. Wir zucken beide vor Schreck zusammen. Dabei treffen sich unsere Augen und wir müssen lachen, sogar ich. Gekonnt, Anton, gekonnt, würde mein bester Kumpel Gerhard sagen!

Luise schiebt sich vorsichtig seitlich an mir vorbei, wobei sie den Korb schützend vor ihren Körper hält, als wäre ich ein Wachhund, der jeden Augenblick die Zähne fletschen und sich auf sie stürzen könnte. Ich folge ihr zurück in die Wohnstube.

»Ich hoffe, ich störe nicht«, sagt sie. »Ich wollte nur eine Kleinigkeit für Sie vorbeibringen, Herr Schmidt, als Willkommensgruß von Mutti und uns allen.«

Tante Martha nimmt den Korb lächelnd entgegen und zieht eine Flasche Cognac hervor, die in einem Bett aus dunkelblauen, saftigen Pflaumen gelegen hat.

»Vielen Dank, Luise!«, sagt Onkel Emil ernst. »Grüß deine Mutter herzlich. Ich komme bei Gelegenheit zu euch herüber, um mich persönlich zu bedanken.«

Luise ergreift Onkel Emils Hand. »Herr Schmidt, ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich Ihren Einsatz bewundere. Sie sind ein echter deutscher Held. Wenn wir nicht Soldaten und Offiziere wie Sie und meinen Vati hätten, die bereit sind, solche Opfer zu bringen ...«

Im Raum ist es ganz still geworden. Auch Luise stockt, vielleicht hat sie die veränderte Stimmung bemerkt. Onkel Emils Gesichtsausdruck wirkt unbeweglich wie eine Maske.

»Das sind aber wirklich eine ganze Menge Pflaumen«, sagt Tante Martha in die Stille hinein. »Wenn ich das gewusst hätte, ich hätt' einen Pflaumenkuchen gebacken ...« Sie rauscht in die Küche.

Luise wendet ihren Kopf zu mir, aber ich blicke auf meine Füße.

»Hast du etwas von deinem Vater gehört?«, fragt Onkel Emil sie.

»Oh, ja! Wir erhalten fast täglich Feldpost. Er liegt zurzeit noch im Lazarett in Lemberg, hinter den ukrainischen Linien ... zur Rekonvaleszenz.«

»Schwere Verwundung?«

»Seine Arme und Beine wurden von Granatsplittern getroffen. Die Splitter wandern noch, aber er sagt, es verheilt gut. Vielleicht bekommt er bald Heimaturlaub. Und sobald sein Bein dann voll belastungsfähig ist, wird er sicher wieder eingesetzt. Werden Sie auch wieder an die Front zurückkehren?«

»Was sollen die mit einem blinden Soldaten anfangen?«

Luise schaut betreten zu Boden. Danach verabschiedet sie sich rasch wieder, weil sie Dienst hat, beim Bund Deutscher Mädels. Ich bin ein wenig enttäuscht. Morgen reise ich schon wieder ab. Wenn ich sie bis dahin nicht noch einmal sehe, wird sie mich ewig als den Typen in Erinnerung behalten, der nur sinnloses Zeug vor sich hin gestammelt und gegen eine Tür gelaufen ist. Ganz toll!

\* \* \*

»Hallo, Anton!«

Den ganzen Nachmittag über habe ich mich draußen aufgehalten, mit Gert und Walter Fußball gespielt und mit Mathilde auf der Decke im Gras gesessen und ihr aus dem Struwelpeter vorgelesen. Ich habe mir sogar die Haare mit Wasser zur Seite gekämmt, obwohl ich sonst kaum auf mein Äußeres Wert lege. So geglättet glänzen meine Haare wie reife Esskastanien. Ich will gerade wieder ins Haus gehen, weil Tante Martha mir aus der Küche zugerufen hat, dass es gleich Abendbrot gibt – da steht sie am Zaun, der ihren Garten von dem der Schmidts trennt.

Sie trägt ihre BDM-Uniform, den schlichten knielangen Rock aus grobem, dunkelblauem Baumwollstoff und die leuchtend weiße Bluse mit dem schwarzen Halstuch. Selbst in dieser Kleidung sieht sie aus wie ein Engel. Jetzt hätte ich gerne Gerhard als Sekundanten an meiner Seite. Wie würde er sich verhalten?

Na, komm schon, würde er sagen! Früher hast du das doch auch hingekriegt. Ich sehe mich mit Luise Seite an Seite ganz ungezwungen auf der breiten Holzschaukel sitzen, die vom Apfelbaum in ihrem Garten herabhängt. Damals haben wir gelacht und geredet, wie Kinder es eben tun. Die Erinnerung daran lässt mich endlich meine Stimme wiederfinden.

»Wie war der Dienst?«, frage ich und schlendere bewusst langsam zu dem grünen Holzzaun hin.

»Räumungsarbeiten. Wir haben geholfen, die Trümmer in der Antonienstraße zu beseitigen«, sagt sie. Dabei schaut sie mich prüfend an. Ich sehe, wie der Blick ihrer vergissmeinnichtblauen Augen von oben nach unten über meinen Körper wandert, und mir wird ganz heiß.

»Mensch, Anton, ist das lange her!«

»Fast zwei Jahre«, bestätige ich.

»Du siehst ganz anders aus. Aber irgendwie auch nicht. Ich hab dich gleich erkannt«, sagt sie und lächelt.

Ich stelle fest, dass ich sie jetzt tatsächlich um fast einen Kopf überrage – das war früher nicht so. Sie hat sich aber auch verändert. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie beim letzten Mal so ... kurvig ... gewesen ist. Ich räuspere mich und hoffe, dass meine roten Ohren im Sonnenlicht nicht auffallen. »Hier sieht alles noch so aus wie immer. Das Haus steht noch. Das ist gut ...« Mann, was rede ich da für einen Blödsinn? »Ich meine, wenn man sich den Rest von Leipzig so anschaut. Wo wir heute Morgen durch die Straßen gefahren sind ... überall Trümmer ... Und den Hauptbahnhof hat's auch erwischt.«

»Tja, das war letzten Dezember. Aber den kann so leicht nichts umhauen. Auch keine Terrorangriffe von Briten und Amis. Unser Stadtviertel hat bisher noch nicht so viel abgekriegt, weil wir ziemlich weit außerhalb liegen. Nur ein paar Notabwürfe. Ist bloß etwas lästig, dass wir ständig in den Keller rennen müssen, wenn Alarm ist.« Sie spricht davon, als wäre es das Normalste der Welt, als hätten sich alle Leipziger schon daran gewöhnt.

»Kommen die auch am Tag?«

»Mittlerweile ja. Und meistens gerade während meiner Lieblingsfächer ... Oskar freut's natürlich, wenn die Schule eher aus ist. Oft sind sie zu einem anderen Ziel unterwegs, Dresden oder Leuna oder so. Sieht aus wie ein riesiger Heuschreckenschwarm, der den Himmel verdunkelt. Und dann geht das Gedonnere los, wenn die Flak anfängt zu schießen. Nachts werfen sie die Christbäume ab, dass die ganze Stadt fast taghell erleuchtet ist. Das wäre ja ganz nützlich, um Strom zu sparen, wenn's nicht gleichzeitig so schaurig wäre. Beim Angriff vom vierten Dezember haben

sogar bei uns die Wände gewackelt. Und danach war der Himmel über der ganzen Innenstadt feuerrot ... Aber davon lassen wir uns nicht kleinkriegen. Was ist mit dir? Was machst du so?»

Ich erzähle ihr stockend, dass ich nach Vaters Tod meine Lehre angefangen habe. Ihre hellen Augenbrauen ziehen sich leicht zusammen, sodass sich eine kleine Falte über ihre Stirn legt.

»Also wirst du Uhrmacher.« Es klingt fast enttäuscht.

»Sieht so aus«, sage ich etwas verunsichert.

»Was ist mit ... deiner Musik? Unserem gemeinsamen Traum. Weißt du noch?«

Natürlich weiß ich noch. Wir wollten ein berühmtes Duo werden und gemeinsam die *Träumerei* von Schumann einstudieren, ich an der Geige, sie am Klavier. Aber das waren doch nur Fantasien von Kindern.

Ich schüttele den Kopf. »Ich kann nicht mal ein Instrument spielen.«

»Du könntest es noch lernen«, sagt sie überzeugt.

»Und wer verdient inzwischen das Geld?«

Luise macht den Mund auf, sagt aber nichts.

Ich lege die Hände um einen der Holzbalken des Zauns und starre auf meine abgenutzten Schuhspitzen. Es ist nicht nur der Zaun, der uns trennt. Luise kennt keine Geldsorgen. Ihrer Familie gehört das Haus, in dem andere zur Untermiete wohnen. Ihr Vater ist Lehrer und sie selbst ist schrecklich klug und geht aufs Gymnasium, während ich gerade mal acht Jahre die Volksschule besucht habe. Klar, dass ich nicht gut genug für sie bin.

Als wir Kinder waren, war das noch egal, aber jetzt bedeutet es plötzlich etwas. Sie ist so hübsch, ein urdeutsches Mädel mit ihren blitzenden Augen, den Grübchen auf den

Wangen und ihren goldenen Haaren, und dazu gertenschlank ... Auf einmal kann ich mir uns beide nicht mehr Seite an Seite vorstellen.

»Ich«, beginnt sie zögerlich, »habe eine neue Mozartsonate gelernt. Vati hat mir die Noten geschenkt. Willst du mal hören?«

Ich nicke und vergesse alle Gedanken von eben. Mit einem Satz springe ich über den niedrigen Zaun. Auf dem Weg zum Haus fragt sie: »Hast du auch die Feuerzangenbowle im Kino geschaut? Der Film war zum Schießen, oder?«

»Pfeiffer mit drei f, eins vor und zwei hinter dem *ei*«, erwidere ich.

»Sötzen Sö sich«, ahmt Luise einen der Lehrer nach und tut so, als würde sie mich über einen imaginären Kneifer hinweg anblicken. »Unsere Lehrer sind leider nicht so lustig ...«

»Bei uns an der Schule hatten wir einen Lehrer, der so ähnlich gesprochen hat«, sage ich. »Der alte Monse. Einmal habe ich im Deutschunterricht vor mich hingeträumt, da höre ich plötzlich meinen Namen. Ich springe auf und überlege verzweifelt, was er von mir wissen will. Aber er schaut mich nur an, als wären mir drei Köpfe gewachsen, und die ganze Klasse starrt auf mich.«

Luise öffnet ihre Haustür und dreht sich zu mir um. »Und was wollte er von dir?«

Ich grinse. »Nichts. Er hat nur gesagt: *Es ist köbler geworden*. Er meinte kühler, verstehst du?«

Luise prustet los. Ich bin ein bisschen stolz auf mich, dass ich es geschafft habe, sie zum Lachen zu bringen.

Wir betreten die Wohnstube, in der noch immer der große Flügel aus glänzendem dunklem Holz steht. An der

gegenüberliegenden Wand befindet sich ein Erkerfenster, das mit Pflanzentöpfen vollgestellt ist und durch das man den Apfelbaum im Garten sieht. Es riecht frisch und blumig und alles ist makellos sauber.

Luise setzt sich auf den Klavierhocker und legt ihre Hände für einen Moment sanft auf die Tasten, ohne sie herunterzudrücken. Dann beginnen ihre schlanken Finger über das Klavier zu fliegen, klettern hinauf und hinunter und scheinen ein ganz eigenes Leben anzunehmen. Sie spielt auswendig, ohne auf die Notenblätter zu achten, und hält ihre Augen zeitweise geschlossen, während die Töne unter ihren flinken Händen hervorsprudeln. Ich beobachte sie und lausche ihr gebannt, will mir so viel von ihr einprägen wie möglich.

Als der Schlussakkord erklingt, kann ich mich gerade so davon abhalten, in die Hände zu klatschen.

Sie dreht sich mit glänzenden Augen zu mir um.

»Willst du auch mal?«, fragt sie und rückt ein Stück auf ihrem Hocker zur Seite, der breit genug ist, um zwei Leuten Platz zu bieten.

Ich rutsche mit den Füßen auf ihrem gebohnerten Dielemboden herum und kann ihr nicht in die Augen schauen. »Ich kann das doch nicht.«

»Ich kann es dir beibringen.« Ihre Stimme klingt seltsam, scheu und einladend zugleich.

In diesem Moment kommt ihre Mutter aus der Küche. »Ach, hallo Anton, schön, dich mal wiederzusehen.«

Sie hat ihr blondes Haar nach neuester Mode hochgesteckt und sieht selbst in ihrer Kittelschürze adrett gekleidet aus. Eine »dufte« Frau, würde Gerhard sagen. Ich finde, sie könnte eine Schauspielerin sein.

»Stört es euch, wenn ich eben den Volksempfänger anstelle? Der Wehrmachtsbericht läuft gleich.«

Luise schlägt die Augen nieder. Ich schüttle den Kopf, aber innerlich könnte ich mir in den Arsch treten, dass ich mich nicht einfach zu ihr gesetzt habe.

Nun tun wir beide so, als würden wir den Nachrichten zuhören. Es ist alles wie immer, Verluste an allen Fronten, die natürlich kleingeredet werden. Dann heißt es, wie tapfer die deutschen Soldaten sich dem Feind in den Weg stellen, um ihn am Vordringen zu hindern. Der Sprecher fordert noch einmal alle Deutschen, insbesondere die Frauen an der Heimatfront, dazu auf, für den totalen Krieg, für den Führer und für die deutschen Soldaten Entbehungen in Kauf zu nehmen.

»Als ob wir das nicht tun würden«, ruft Luise, nachdem der Bericht geendet hat. »Meine BDM-Gruppe hilft jede Woche den ankommenden Flüchtlingen. Wir teilen ihnen Brote und Tee aus, weißt du. Die Menschen sind so dankbar. Wir Deutschen müssen ja jetzt zusammenstehen. Meine Mädelschaftsführerin Gertrud sagt immer, solange der Führer noch eine Jugend wie uns und Soldaten wie Vati und deinen Onkel hat, kann Deutschland gar nicht untergehen. Und dann gibt es ja noch die Wunderwaffe.«

»Die Wunderwaffe?«, frage ich verächtlich, bevor ich mich stoppen kann.

»Ja, die V2 soll doch bald fertig sein.«

Ich schnaube. Was soll die uns jetzt noch nützen? Alles nur Propagandalügen. Ich bin enttäuscht von Luise. Ich dachte, sie sei zu schlau, um alles zu glauben, was uns erzählt wird. Hat sie denn noch nie Feindsender gehört?

Sie blickt mich ehrlich erstaunt an. »Glaubst du das denn nicht?«



»Doch, die Wunderwaffe gibt es«, sage ich. Im Märchen!

Wir schauen uns kurz in die Augen. In ihrem Blick liegt so eine aufrichtige Hoffnung, dass ich es ihr nicht einmal übelnehmen kann. Trotzdem macht es mich traurig, dass ich nicht offen mit ihr reden darf. Mutter und Vater haben mir eingeschärft, niemandem meine wahren Gedanken anzuvertrauen, wenn ich mir nicht absolut sicher bin, dass derjenige ähnlich empfindet. So weit ist es in Deutschland gekommen.

Luises Mutter stellt den Volksempfänger ab. Ich merke, dass es Zeit wird, mich zu verabschieden, als sie beginnt, den Tisch zu decken.

»Ich muss mal wieder«, stammle ich, plötzlich ganz verlegen. Luise erhebt sich langsam und steht mir unschlüssig gegenüber. Ihre Hände spielen an ihren Rockfalten.

»Wann fährst du wieder heim?«

»Morgen früh.«

Ihre Augen scheinen sich zu verdunkeln. Dann nickt sie. »Gute Reise, Anton! Ich hoffe, dein Zug kommt ungehindert durch. Passt auf euch auf, dort drüben in Schlesien.«

»Ja. Ihr auch«, erwidere ich. Wahrscheinlich werde ich sie lange nicht wiedersehen.

## Kapitel 4

Der Winter ist über Schlesien hereingebrochen. Und nicht nur der! Wir haben unseren Ruf als Reichsluftschutzkeller nun endgültig verloren. Seit Oktober fallen auch hier die Bomben. Nun fahren die Züge nur noch nachts und man muss besonders darauf achten, nach Einbruch der Dämmerung die Verdunkelungsrollen nach unten zu ziehen.

Aber heute denken wir nicht daran. Denn es ist Weihnachten, das sechste Kriegsweihnachten. Draußen ist es ganz still. Es hat geschneit. Hinter dem Rollo glitzert die weiße Decke im fahlen Mondlicht und erhellt die Nacht. Keine Laterne brennt, kein Kerzenschein dringt durch die Fenster der Nachbarshäuser nach draußen. Aber in unserer Wohnstube leuchtet der Baum.

Ich bin mit den Zwillingen Max und Fritz im Wald gewesen, um eine hübsche kleine Fichte zu fällen, die wir nach Hause geschleift haben. Mutter und die Mädchen haben Strohsterne an die Zweige gehängt und ein paar wenige Kerzen angesteckt. Sie werden nicht lange brennen dürfen, denn Wachs ist knapp, wie alles andere auch. Trotzdem sind meine Geschwister von dem Anblick entzückt. Als sie in die Stube dürfen, klatschen sie in die Hände. Erich kräht begeistert. Wir singen alle gemeinsam *Stille Nacht* und dann *Kling Glöckchen*. Mutter hat das gerahmte

Foto von Vater auf den Sofatisch gestellt, damit er heute auch bei uns sein kann.

»Warum ist denn Helmut nicht da?«, fragt Lieschen, als der letzte Ton verklungen ist. Bestimmt hat sie auch daran gedacht, wie er uns jedes Jahr auf der Violine begleitet hat. Helmut, mein älterer Bruder, ist vor einiger Zeit als Flak-soldat zur Flugabwehr nach Westdeutschland abkomman-diert worden.

»Er ist an der Front unabkömmlich«, sage ich.

»Was heißt unabkömmlich?«, fragt Max.

»Das heißt, dass er zu wichtig ist und sie nicht auf ihn verzichten können.« Als ich das traurige Gesicht meiner Schwestern sehe, füge ich hinzu: »Aber dafür ist ja Gerhard hier.«

»Jaaa«, Lieschen hängt sich an Gerhards Bein.

Gerhard gehört schon fast zur Familie. Er ist so alt wie ich und wir sind zusammen zur Schule gegangen. Als er noch im Waisenheim am Stadtrand lebte, war er fast jeden Tag bei uns zu Besuch. Mutter und Vater haben sich wohl gesagt, dass es auf ein Kind mehr oder weniger auch nicht ankommt. Jetzt arbeitet Gerhard als Knecht bei Bauer Moltke, der ihm für heute frei gegeben hat.

Mit einem Wink auf die Geschenke unter dem Baum lenke ich meine Schwestern von weiteren Fragen ab. Die Kleinen stürzen sich auf die Päckchen. Ich beobachte sie von Vaters abgenutztem Ledersessel aus und staune, was Mutter alles aufgetrieben hat. Und sei es auch nur eine Handvoll Haselnüsse und eine Häkelmütze, für jedes Kind ist etwas dabei. Fritz freut sich über das Schnitzmesser, das ich ihm vermacht habe.

Ich erwarte kein Geschenk. Daher bin ich doppelt über-rascht, als Lotta mit strahlendem Gesicht zu mir und

Gerhard rennt und uns beiden ein in braunes Papier gewickeltes Päckchen überreicht, das von einer einfachen Hanfschnur zusammengehalten wird. Gerhard und ich tauschen einen Blick aus. An der Form und Weichheit kann ich schon erraten, dass etwas Gestricktes darin sein wird. Gerhard packt sein Paar dicker Socken aus grober, grauer Wolle zuerst aus und strahlt wie jemand, der soeben das schönste Geschenk der Welt bekommen hat.

»Die sind echt dufte, Frau Köhler!«

Mutter lächelt. »Die Wolle hat mir der Bauer gegeben, bedank dich bei ihm. Ich dachte mir, ihr beiden könnt dicke Socken gut gebrauchen. Der Winter soll hart werden, hat die alte Frau Weber prophezeit. Und ihr wisst ja, ihr Zipperlein hat fast immer recht.«

Ich packe mein eigenes Paar aus und falte sie auseinander. Dabei blitzt mir etwas entgegen, das zwischen den beiden Socken gelegen hat. Neugierig ziehe ich das Objekt heraus.

Es ist eine Taschenuhr. Etwa so groß wie eine Walnuss, mit schlichtem Gehäuse aus mattem Gold. Ich klappe den Deckel auf und betrachte die ausgebleichenen römischen Zahlen auf dem Ziffernblatt, die filigranen Zeiger, die auf einer Position stehengeblieben sind.

Ich kenne sie gut. Die Uhr gehörte Vater. Auf dem Deckel befindet sich eine eingätzte Inschrift. Die Schrift ist winzig, bereits zerkratzt und kaum zu entziffern. Aber ich weiß genau, was da steht.

*Den rechten Weg wirst nie vermissen,  
Handle nur nach Gefühl und Gewissen.  
J.W.v. Goethe*

Ich lächle. Das hat Vater immer zu uns gesagt, zu Helmut und mir. »Am Ende ist jeder Mensch nur seinem eigenen Gewissen verpflichtet.« Daran hat er geglaubt und danach hat er gehandelt. Als Vater mit mir heimlich im Radio den Feindsendern gelauscht hat, hat er einmal gesagt: »Wenn man sich ein richtiges Bild von der Lage machen will, darf man sich nicht nur eine Seite anhören. Eine Seite kann immer lügen. Aber wenn man sich mehrere Lügen anhört, gelingt es einem vielleicht, die Wahrheit irgendwo dazwischen zu finden.«

Mutter steht plötzlich neben mir und legt mir eine Hand auf die Schulter. »Ernst hätte gewollt, dass du sie bekommst«, sagt sie leise.

Ich! Nicht Helmut. Diesmal nicht der älteste Sohn. Ich drehe an dem kleinen Rädchen, um die Uhr aufzuziehen, und höre das befriedigende Tick-Geräusch, als die Zeiger ihre Arbeit wieder aufnehmen. Dann klappe ich sie wieder zu und stecke sie in meine Hosentasche, um sie immer bei mir zu tragen.

Fritz und Max, die Zwillinge, kommen angestürzt und zeigen mir die Modellflugzeuge, die Gerhard ihnen gebastelt hat. Die kurzen Tragflächen und das Leitwerk sind aus Pappe, der Rumpf aus winzigen Stöckchen gebildet, mit einem Propeller an der Nase. Sogar ein Paar Räder aus harten Papierkügelchen hat er unten befestigt.

»Ist das ein Sturzbomber?«, fragt Fritz.

»Genau, das ist die Junkers Ju 87. Ist zwar schon etwas veraltet, aber Mann, hatte die was drauf«, sagt Gerhard und nimmt ihm das Modell aus der Hand. »So eine Stuka ist wie ein Raubvogel, sie geht im Sturzflug auf ihre Beute herab«, Gerhard lässt das Flugzeug senkrecht in die Tiefe sausen, »und kurz vor dem Ziel wirft sie die Bombe. Die schlägt

fast immer ein, wo sie soll. Dann fängt der Pilot den Sturzflug vor dem Boden wieder ab ... und wrummm ... zieht er die Maschine wieder in die Lüfte.«

Max und Fritz machen große Augen. »Haben unsere Feinde auch solche Flugzeuge?«

»Freilich. Die Tommys haben ihre Barracudas, die Amis ihre Apache ...«

Ich lasse Gerhard zurück, der sich weiter über die Flugzeugtypen verschiedener Staaten auslässt, und gehe Mutter in der Küche zur Hand. Im alten Eisenherd prasselt ein Feuer. Es riecht schon nach Bratäpfeln. Heute Abend gibt es Kartoffelpuffer mit Apfelmus, weil wir sonst nicht viel da haben. Aber ich liebe Mutters Kartoffelpuffer, also habe ich rein gar nichts dagegen. Die Zutaten sind aus unserem eigenen Garten – beim Einkochen der Äpfel im Herbst habe ich sogar geholfen, obwohl ich sonst wegen meiner Lehre kaum noch dazu komme, Mutter zu unterstützen. Aber sie meint, das Geld, das ich jede Woche nach Hause bringe, ist Unterstützung genug.

Mutter lächelt mir zu und drückt mir die Reibe in die Hand. Sie reicht mir die geschälten Kartoffeln und ich raspelle sie in eine Schüssel, in die dann noch Eier, Zwiebeln, Salz und Pfeffer kommen. Dabei lauschen wir schweigend dem Wehrmachtsbericht und der anschließenden Ansprache von Goebbels aus dem Volksempfänger.

»Dieses Volk will in dieser feierlichen Stunde wie eine Mauer vor dem Führer stehen«, plärrt er.

»Genau das ist es«, sagt Mutter. »Eine Mauer aus menschlichen Körpern sollen wir bilden. Nur damit die in Berlin noch eine Weile länger am Leben bleiben können.«

Ich halte im Reiben inne und schaue sie an. Mutter spricht selten so.

»Wie viele Soldaten sind sinnlos gefallen, weil sie dem Befehl gehorchen mussten, ein längst verlorenes Gebiet unter keinen Umständen aufzugeben? Und jetzt ist auch die Zivilbevölkerung an der Reihe. Der Volkssturm wird's schon richten, die Alten und Jugendlichen und die Frauen. Und als letztes Aufgebot kommen dann die Kinder an die Reihe ...«

Ich sehe erschrocken, dass Mutter aufgehört hat, die Kartoffeln zu schälen, und sich mit dem Unterarm über die Augen wischt. Sie weint sonst nie. Dann lächelt sie entschlossen. Ihre Augen sitzen tief in den Höhlen und die grauen Strähnen im Haar haben sich vervielfacht. Heute sehe ich ihr die Sorgen zum ersten Mal an.

»Ich denke oft an Helmut«, sagt sie und nimmt ihre Arbeit wieder auf. »Wie er da wohl an der Westfront zurechtkommt. Lang kann das ja nicht mehr dauern. Wenn er nur durchhält! Fast wünsche ich mir, dass er in Gefangenschaft gerät, in amerikanische oder englische, nur nicht in russische ...« Sie schaut mich besorgt an. »Was sollen wir bloß machen, wenn die Russen weiter vorrücken?«

Die Russen ... vor denen hat jeder hier Angst. Sie haben in den letzten Monaten immer mehr Boden gewonnen, haben die Reichsgrenze überschritten und stehen jetzt schon an der Weichsel, gerade mal dreihundert Kilometer von Breslau entfernt.

In Ostpreußen haben sie bereits tausende Menschen in die Flucht getrieben. Sie sollen ganze Dörfer verwüsten, sich an den Frauen und Mädchen vergreifen, die Alten und Kinder ermorden ... Angeblich werden deutsche Kriegsgefangene in Arbeitslager nach Sibirien verschleppt, wo man sie behandelt wie Tiere und sie verhungern oder erfrieren lässt.

Ich weiß nicht, wie viel von dem, was man so hört, wahr ist. Aber eins weiß ich: Die Russen haben einen verdammt guten Grund, uns zu hassen wie die Pest. Wir haben es ja 1941 und '42 mit ihren Dörfern nicht anders gemacht. Das habe ich Vater oft genug sagen hören.

Wenn die Rote Armee wirklich durchbricht – und das ist nur noch eine Frage der Zeit –, was soll dann aus meiner Familie werden?

Ich weiß keine Antwort. Aber ich werde Mutter und meine kleinen Geschwister beschützen, so gut ich kann.

Nach dem Essen schleiche ich mich aus der Stube, wo Mutter mit den Kindern *Mensch-Ärgere-Dich-Nicht* spielt, und laufe über den langen Flur mit seinen knarrenden Dielen bis zur letzten Tür, die in einen kleinen Anbau führt: Vaters alte Werkstatt.

Ich bin schon lange nicht mehr darin gewesen, aber heute zieht es mich hierher. Vielleicht weil Weihnachten ist und Vater in der Runde fehlt. Ich öffne vorsichtig die Tür und knipse das Licht an. Die schwache Deckenlampe erhellt den langen Holztisch, über den Vater stundenlang gebeugt gesessen und die winzigen Schrauben und Rädchen in Uhrgehäusen mit Pinzetten bearbeitet hat.

Dort habe ich ihn auch gefunden: zusammengesunken über seinen Basteleien. Das ist jetzt beinahe anderthalb Jahre her. Die ständige Arbeit hat sein Herz überlastet, sagt Mutter. Ich streiche über das raue Holz der Arbeitsplatte und hinterlasse einen fingerbreiten Streifen im Staub. Hinten in der Ecke steht eine alte Standuhr, deren Pendel schon lange nicht mehr aufgezogen worden sind. Und daneben ... Vaters Violine in ihrem Kasten.

Ich schaue verstohlen über die Schulter, bevor ich den geschwungenen schwarzen Lederkoffer öffne. Dort liegt sie



auf einem Bett aus mitternachtsblauem Samt. Ihr bernsteinfarbener Körper glänzt wie frisch poliert. Ich höre beinahe Helmut's Stimme, wie er mich dafür zurechtweist, seine Geige in die Hand genommen zu haben. *Seine* Geige! Dabei hat er den Musikunterricht geschwänzt, so oft es ihm möglich war. Natürlich wussten Mutter und Vater nichts davon, sonst hätten sie das Geld für seinen Unterricht vielleicht für mich ausgegeben ...

Aber Helmut ist nicht mehr da.

Plötzlich fällt mir wieder das Gespräch mit Luise ein. Ich strecke mit klopfendem Herzen die Hand aus und lege meine Finger behutsam um den schlanken Hals; die rauen Metallsaiten drücken sich in meine Fingerkuppen. Ganz vorsichtig hebe ich die Violine von ihrem Ständer und lege sie auf meiner linken Schulter ab. Mit den Fingern der linken Hand klimpere ich versuchsweise auf dem Griffbrett. Dann nehme ich den Bogen in die rechte und berühre damit unendlich sanft die Saiten. Es entsteht eine Schwingung, die sich durch meine Hand in meinen Arm überträgt und von dort in meinem ganzen Körper ausbreitet. Ich höre den Ton nicht nur, ich spüre ihn auch. Die Härchen auf meinem Arm richten sich auf.

Ich stelle mir vor, wie ich nicht nur ein paar schiefe Töne hervorbringe, sondern ganze Lieder, Konzerte, Sinfonien. Wenn ich so spielen könnte wie die ganz großen Geiger, George Boulanger und Menuhin, die ich im Rundfunk gehört habe ... Wenn ich andere Menschen durch meine Musik begeistern und träumen lassen könnte ...

»Ach, hier hast du dich verkrochen.«

Ich zucke so heftig zusammen, dass der Bogen ruckartig über die Metallsaiten zieht und ein gänsehautauslösendes Kreischen erzeugt. Schuld bewusst lasse ich die Geige sin-

ken und drehe mich um. Gerhard lehnt in der Tür, seine lange Gestalt ist fast so hoch wie der Rahmen.

Er verzieht das Gesicht. »Autsch – sieht aus, als müsstest du noch ein bisschen üben.«

Ich werde rot, räuspere mich und lege die Violine wieder in ihren Kasten. »Ich hab nur ...«

»Ich versteh schon. Du hast die Geige doch schon immer so verträumt angeschaut, als wäre sie ein Mädchen.«

»Quatsch nicht«, sage ich und laufe in Richtung Tür.

Er grinst schief. »Tut mir leid, dass ich euch gestört habe. Ich kann auch wieder gehen ...«

»Lass mich durch!« Ich boxe ihm leicht in die Rippen. Er klappt theatralisch zusammen und weicht einen Schritt zurück, sodass ich an ihm vorbeikomme.

Gerhard tritt ebenfalls aus dem Anbau heraus. Ich ziehe die Tür hinter ihm mit einem Knall zu. »Ich lache auch nicht darüber, dass du Flugzeugingenieur werden willst – du Bauernknecht.«

»Hey, warum auf einmal so empfindlich?«

»Ach, nichts!« Ich weiß, dass ich immer noch rote Ohren habe, und stürme durch den Flur zurück zur Stube. Er läuft mir hinterher und hält mich am Arm fest, bevor ich die Tür öffnen kann.

»Tut mir leid, Mann.«

Ich drehe mich zu ihm um. »Vergiss es. War dumm von mir.«

»Ich sag's auch keinem weiter«, flüstert er verschwörerisch und zwinkert mir zu, sodass auch ich grinsen muss.

## Kapitel 5

Die Feiertage und auch die Tage darauf vergehen viel zu schnell. Wir machen Schneeballschlachten, rodeln den Friedhofshügel hinunter und schlittern auf dem zugefrorenen Dorfweiher. Das einzig Ungewöhnliche ist, dass Mutter damit beginnt, Taschen und Koffer mit den wichtigsten Habseligkeiten zu packen – falls wir ohne Vorwarnung abreisen müssen.

Am Neujahrstag trudelt die Nachricht ein, dass sich alle Jungs des Jahrgangs '29 beim Heim unserer früheren Hitlerjugendkameradschaft melden sollen. Seit ich meine Lehre angefangen habe, bin ich in Breslau zur HJ gegangen. Deshalb verwundert mich dieser Befehl und hinterlässt ein ungutes Gefühl.

Als ich auf dem Hof der alten Weberei ankomme, sehe ich Gerhard und viele meiner ehemaligen Kameraden bereits dort versammelt. Mit einigen von ihnen habe ich die Volksschule besucht. Leider ist Wilhelm Braun auch darunter.

»Hey, Anton, wie läuft's?« Herbert klopf mir freundschaftlich auf den Rücken. Er war der Kapitän unserer Fußballmannschaft. »Hast du eine Ahnung, was das alles soll?«

»Vielleicht wollen sie uns zum Schneeschippen abkommandieren«, erwidere ich hoffnungsvoll.

Wilhelm zieht die Brauen hoch. Er wirkt selbstgefällig, als wüsste er mehr als wir. Ich tue ihm nicht den Gefallen, meine Neugier zu zeigen. Wir waren uns schon in der Schulzeit nicht grün, weil ich es nicht ausstehen konnte, wenn er Schwächere schikaniert hat. Aber da sein Vater so ein hohes Tier bei der SS ist, konnte keiner etwas gegen ihn ausrichten.

Wilhelm kommt angeschlendert. Vor mir bleibt er stehen und schaut auf mich herab wie auf ein unliebsames Insekt.

»Na, Köhler, lässt du dich auch mal wieder hier blicken?«

»Hab Urlaub«, nuschele ich.

Er überragt mich um gut einen Kopf. Mit seinen militärisch kurz geschnittenen blonden Haaren und den durchdringenden grauen Augen sieht er aus, als wäre er direkt einer dieser Nazi-Zeitschriften entsprungen. Gerhard stellt sich neben mich. Er ist zwar ebenso groß wie Braun, aber eher dünn und schlaksig, während Wilhelm seine Muskeln vom Boxen hat. Ich bin weder so groß wie Gerhard noch so muskulös wie Wilhelm. Sehnig wie eine Wildkatze, sagt Mutter immer, und meint, das komme vom vielen Herumturnen als Kind im Wald.

»Ach ja, bist ja jetzt Uhrmacher. Wie dein Alter.«

»Was soll das heißen?«, quetsche ich hervor.

Gerhard legt mir eine Hand auf den Arm und sieht mich warnend an.

»Eine echt kriegswichtige Arbeit«, höhnt Wilhelm. »Aber vielleicht kommst du ja bald dazu, was Nützliches zu machen.«

»Ohne Uhren würde die Wehrmacht nicht funktionieren«, sagt eine dünne Stimme hinter mir. »Militärische Pünktlichkeit.«

Ich drehe mich um und lächle August zu. Früher hätte er sich nicht gegen Wilhelm aufgelehnt. Er war immer einer derjenigen, die am meisten unter ihm zu leiden hatten. Als Wilhelm einmal unseren Kameradschaftsführer vertreten hat, hat er August so sehr geschliffen, dass er in der Sommerhitze beinahe zusammengebrochen wäre. August war eben noch nie eine Sportskanone, dafür aber Klassenerster.

»Wer hat dich gefragt?«, fährt Wilhelm ihn an.

Ich ignoriere ihn. »Wie geht's, August?«

»Gut. Ich bin jetzt auf dem Gymnasium.«

Wie Luise, denke ich wehmütig.

»Weißt du, was sie mit uns vorhaben?«

August schüttelt seinen Lockenkopf. »Vielleicht werden wir eingezogen«, flüstert er mit aufgerissenen Augen.

»Das glaube ich nicht. Wir sind doch noch nicht mal sechzehn.«

»Was grinst du so?«, fragt Gerhard an Wilhelm gerichtet.

Der zuckt betont lässig mit den Schultern. »Und wenn doch? Habt ihr bei dem Gedanken etwa die Hosen voll?«

»Ich bin bereit, meine Pflicht zu tun«, sagt Herbert, der Offizierssohn, mit durchgedrücktem Kreuz. »Werde nicht zu Hause hocken, während der Russe auf unser Dorf vorrückt.«

»Ich hätte auch nichts dagegen, endlich was zu erleben«, mischt sich Gustav ein. »Dafür sind wir doch ausgebildet worden.«

Ausgebildet? Wenn er damit das Wehrrertüchtigungslager meint, wo wir mit vierzehn ein paar Wochen getriezt wurden, und die Schießübungen mit dem Luftgewehr ... Meine Kameraden nehmen den Mund aber ganz schön voll.

Die Kirchturmuhre schlägt eins.

Zeitgleich mit dem Klang der Glocke biegt ein großer Mann in langem schwarzem Mantel um die Ecke des Hofes.

»In einer Reihe aufstellen«, brüllt Wilhelm.

Wir reagieren trotz unserer Überraschung sofort auf den Befehl, weil wir das Exerzieren bereits im Schlaf beherrschen. Dabei ist Braun nicht mal unser Führer.

»Still gestanden! Augen geradeaus. Durchzählen!«, ruft er, während sich der Mann nähert. Jetzt erkenne ich, wer es ist. Wilhelms Vater, SS-Hauptsturmführer Braun.

Wir zählen rasch bis zwölf.

»Köhler, wo stehen denn deine Füße?«, herrscht Wilhelm mich an. »Die Fersen in einer Linie ausrichten! Hat dir das keiner beigebracht?«

Ich beiße die Zähne zusammen und rutsche wenige Millimeter nach vorn.

Herr Braun baut sich neben Wilhelm auf und lässt seinen Blick über uns schweifen. Er ist ebenso groß, hat das gleiche blonde, gescheitelte Haar und die gleichen unnachgiebigen, stahlgrauen Augen. Um den Oberarm trägt er die rote Hakenkreuzbinde und am Kragenspiegel seiner Uniform erkenne ich die silbernen Siegesrunen. Der Reichsadler, der auf seiner Schirmmütze prangt, hockt auf einem Totenkopf. Ich fand das Totenkopfzeichen schon immer sehr passend für Himmlers Verbrecherbande, die SS.

»Vater«, sagt Wilhelm und hört sich plötzlich gar nicht mehr so großschnäuzig an.

Sein Vater blickt ihn streng an.

»Ich meine ... SS-Hauptsturmführer Braun! Melde gehorsamst, zwölf Hitlerjungen wie befohlen angetreten.« Er salutiert und wir machen es ihm nach.

»Heil Hitler«, ruft der Hauptsturmführer und mustert jeden von uns wie ein Falke, der sich auf seine Beute herabstürzen will.

Mein ganzer Körper beginnt zu kribbeln, als würde ich von Ameisen überrannt. Je länger der Hauptsturmführer schweigt, desto schlimmer wird es.

»Ich bin persönlich hergekommen, um mich davon zu überzeugen, welch feine Truppe junger Männer ihr seid.«

Ein allgemeines Füßescharren auf dem gefegten Kopfsteinpflaster ist zu hören. Damit hat keiner gerechnet. Der Hauptsturmführer übersieht die Unruhe großzügig.

»Mein Sohn Wilhelm hat mir schon von euch berichtet. Einige hier sind recht gut in Form ... andere weniger.« Sein Blick bleibt an August hängen, der noch einen Kopf kleiner wird. »Aber jeder von euch, da bin ich mir sicher, wird die Nachricht, die ich euch zu überbringen habe, mit Freude begrüßen.«

Er macht eine Kunstpause und schreitet mit auf dem Rücken verschränkten Händen auf und ab. Bei jedem Wort bildet sich vor seinen Lippen ein Dunstwölkchen.

»Ich brauche euch nicht zu sagen, wie es an unseren Fronten aussieht. Trotz einiger Rückschläge steht unsere Wehrmacht noch immer wie ein Fels in der Brandung der Bolschewistischen Bedrohung. Es besteht kein Zweifel, dass wir die heranrollende rote Flut stoppen und mit doppelter Gewalt wieder zurückdrängen werden. Aber dafür brauchen wir jeden Mann, der willens ist, sich für sein Vaterland einzusetzen. Wir sind jetzt an einer entscheidenden Schwelle angelangt. Hier gibt es nur noch ein Vorwärts zum Sieg – oder den Untergang.«

Er bleibt stehen, dreht sich wieder zu uns und scheint uns alle gleichzeitig anzuschauen. »Was wählt ihr?«

»Sieg!«, brüllen alle, selbst ich. Eine andere Antwort gibt es nicht.

Er nickt zufrieden. »Ihr seid noch keine sechzehn und deshalb noch nicht berechtigt, euch freiwillig als Soldaten zu melden. Aber ihr werdet nicht zu Hause sitzen müssen und tatenlos zusehen, wie eure Mütter und Geschwister, eure Großeltern und Tanten, dem Iwan in die Hände fallen. Ihr werdet die Gelegenheit erhalten, euren Teil zum Sieg beizutragen. Ab sofort seid ihr Wehrmachtshelfer.«

Alle starren ihn stumm an. Wehrmachtshelfer? Ich versuche zu verstehen, was das bedeutet.

»Jungs«, brüllt Hauptsturmführer Braun unvermittelt. Ich zucke zusammen. »Wollt ihr euch und eure jugendliche Schaffenskraft für das Leben und Wohl eurer Volksgenossen einsetzen? Wollt ihr euch aufopfern für unseren Führer? Wollt ihr beitragen zum Siege des Tausendjährigen Reichs?«

»Jawohl!«, tönt es um mich herum. Das Wort brandet an meine Ohren, schwingt in meinen Adern, ich spreche es mit, ohne es zu merken.

»Gut!«, ruft der Hauptsturmführer. »Etwas anderes habe ich auch nicht von euch erwartet. Ihr werdet euch am Dienstag um acht Uhr früh in der Kaserne in Breslau-Rosenthal einfinden, wo man euch einweisen wird. Eigene Wintersachen mitzunehmen ist gestattet.«

Der Hauptsturmführer starrt noch einmal mit seinen Falkenaugen in die Runde. Ich fühle mich halb betäubt.

»Sieg Heil!«, ruft er, während sein rechter Arm in die Höhe schnellt. Dann dreht er sich auf der Hacke um und verlässt unseren Hof.



**Hat dir die Leseprobe gefallen?  
Möchtest du gleich weiterlesen?**

Ab dem 20.3.2016 ist der vollständige Roman als E-book und Taschenbuch auf Amazon erhältlich.

Besuche: <http://anjamay.de/buecher/>, um zu den Buchlinks zu gelangen und exklusive Hintergrundinformationen zu erhalten.